

Kurzsichtigkeit, ihre Vererbung, Entstehung und Verhütung [Schluss folgt]

Autor(en): **Weiss, K.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurzsichtigkeit, ihre Vererbung, Entstehung und Verhütung.

Von Dr. R. E. Weiß.

Viele Menschen, die nicht gut sehen, behaupten, sie haben „schwache Augen“, und stellen sich vor, daß bei dem einen Menschen die Sehkraft stärker, bei dem anderen schwächer sei, und daß aus diesem Grunde der eine schärfer sehe als der andere. Manche tun insollgedessen gar nichts gegen eine solche „Sehschärfe“, sondern nehmen sie als Schicksal hin, gegen das anzukämpfen sinnlos ist. Andere suchen mit „Stärkungsmitteln“ in Form von aromatischen „Augenwässern“ die Augen zu kräftigen. Beide Anschauungen der Volksmedizin sind unrichtig, weil sie auf falschen Voraussetzungen über die Ursache des schlechten Sehens beruhen.

Der Augapfel, der ungefähr Kugelform besitzt, gleicht in seinem Bau dem photographischen Apparat. Er besitzt eine außen weiße, innen schwarz ausgekleidete Kapsel, die Lederhaut, in die vorn die durchsichtige Hornhaut eingelassen ist. Hinter der Hornhaut liegt die mit einer wässrigen Flüssigkeit gefüllte vordere Augenkammer, dann kommt die blaugrau bis braun gefärbte Regenbogenhaut, die in ihrer Mitte das Sehloch oder die Pupille besitzt. Wie die Blendenöffnung des photographischen Apparats, verengt oder erweitert sich die im normalen Auge rein schwarze Pupille je nach der Beleuchtungsstärke. Hinter der Pupille liegt die Kristalllinse, dann kommt der Glaskörper und hinten an der Wand des Augapfels die lichtempfindliche Netzhaut, die der Mattscheibe oder der photographischen Platte entspricht.

Um ein scharfes Bild zu erhalten, müssen wir den photographischen Apparat richtig „einstellen“, d. h. die Mattscheibe muß in der richtigen Entfernung vom „Objektiv“ oder der Linse stehen, damit ein deutliches Bild entworfen wird. Je näher der aufzunehmende Gegenstand steht, desto weiter von der Linse muß die Mattscheibe entfernt werden, während der Abstand für die Ferne gleichbleibend und durch die Brechkraft des Linsensystems bedingt ist.

Der Grund des schlechten Sehens liegt nun in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, nicht in krankhaften Veränderungen der Gewebe des Auges, sondern in Fehlern im Bau des Auges. Das Auge ist, verglichen mit dem photographischen Apparat, falsch eingestellt, die Entfernung der Netzhaut vom optischen System des Auges (Hornhaut und Linse) entspricht

nicht der Krümmung und Brechkraft dieses Systems.

Weitaus die häufigste Form von Fehlern im Bau des Auges ist die Kurzsichtigkeit. Der Kurzsichtige sieht, wie das Wort besagt, auf kurze Entfernung gut, er kann also ohne Schwierigkeit lesen, wenn er nur nahe genug hinsieht. Dagegen entfernte Gegenstände vermag der Kurzsichtige nur undeutlich, mit scharfen Umrissen, zu erkennen. Das kurzsichtige Auge entspricht also dem für einen nahen Gegenstand eingestellten photographischen Apparat. Da die Hauptarbeit des Kulturmenschen die Naharbeit, das Lesen, Schreiben, Zeichnen usw. ist, wollte man schon in der zunehmenden Kurzsichtigkeit eine gewisse Anpassung des menschlichen Auges an die Erfordernisse der Kultur sehen. Doch haben ausgedehnte Augenuntersuchungen an Völkern in einem gewissen Naturzustand (z. B. auf Java) gezeigt, daß auch dort die Kurzsichtigkeit nicht selten ist. Die Erzählungen von der schier unglaublichen Sehschärfe wilder Völkerstämme sind zum Teil übertrieben, zum Teil auf die fortwährende Übung des gesunden Auges in der Wahrnehmung des in der Ferne Gesehenen zurückzuführen, ähnlich wie auch bei uns der geübte Jäger in Flur und Wald vieles sieht, an dem der Stadtmensch auch bei bestem Sehvermögen achtlos vorübergeht.

Vererbt wird, abgesehen von wenigen Ausnahmefällen, nicht die Kurzsichtigkeit, sondern nur die Anlage dazu. Mit dem Wachstum und dem zunehmenden Gebrauch der Augen für die Naharbeit nimmt auch die Kurzsichtigkeit mehr und mehr zu, um bei den mittleren Graden von unkomplizierter Kurzsichtigkeit ungefähr mit dem 25. Jahr stillzustehen. Bei gleicher Anlage scheint die Kurzsichtigkeit bei sonst schwächlichen und kränklichen Kindern, bei anhaltender Naharbeit, namentlich bei schlechter Beleuchtung, rascher zuzunehmen und höhere Grade zu erreichen, wie auch bei Erwachsenen nach schweren erschöpfenden Krankheiten eine Zunahme der Kurzsichtigkeit beobachtet wird. Die Vererbung erfolgt nach ziemlich komplizierten und noch nicht in allen Einzelheiten erforschten Gesetzen, im Sinn des Mendelschen Gesetzes. Knaben scheinen mehr der mütterlichen Ahnenreihe nachzuschlagen, und umgekehrt. Oft

wird auch eine Generation übersprungen, ähnlich wie z. B. die Blutkrankheit und auch die Farbenblindheit durch die Töchter, die selbst frei von der Erkrankung sind, wieder auf ihre Söhne übertragen wird. Wie bei jeder Art von Vererbung, so wirkt es auch bei der Vererbung der Anlage zur Kurzsichtigkeit besonders ungünstig, wenn die fehlerhafte Veranlagung von beiden Eltern her vorhanden ist.

Macht die Kurzsichtigkeit nach der Mitte des dritten Jahrzehnts keine Fortschritte mehr, bleibt bei mittleren Graden stehen, so ist sie zwar durch die Notwendigkeit des Brillentragens lästig, aber nicht gefährlich, und das Auge, das mit Glas normales Sehvermögen hat, ist keineswegs schlechter oder schwächer als ein normales Auge. Im Gegenteil, der mäßig Kurzsichtige hat im mittleren Lebensalter, wo der Normalsichtige eine Altersbrille zum Lesen für die Nähe braucht, den Vorteil, daß er ohne Glas in der Nähe sehen kann, da ja sein Auge schon von Natur für die Nähe eingestellt ist. Hierdurch kam auch das kurzsichtige Auge von alters her in den unverdienten Ruf, besonders gut und dauerhaft zu sein. „Mein Großvater hatte vorzügliche Augen,“ so erzählen oft die Kranken, wenn man sie nach Erblichkeitsverhältnissen ausforscht, „denn er konnte noch mit 70 Jahren die Zeitung ohne Brille lesen.“ Der Augenarzt zieht daraus nur den Schluß, daß der Großvater eine Kurzsichtigkeit von mindestens 4 Dioptrien gehabt habe. Daher stammt auch das bekannte etwas schrullenhafte Vorurteil des alten Goethe gegen Brillen, womit so mancher, der sonst keineswegs ein Goethe ist, für seine eitle Abneigung gegen das Tragen einer Brille sich eine Ausrede verschafft. Goethe war durch leichte Hornhautflecken infolge der Pockenerkrankung in seiner Kindheit leicht kurzsichtig, — doch nicht so hochgradig, daß es ihn am Landschaftszeichnen gehindert hätte, wie seine Verhaftung in Malcesine (Stalien) beweist, — und sah infolgedessen auf mittlere Entfernung im Zimmer ohne Brille genügend deutlich. Gewohnt, im Gespräch dem Partner ins Auge zu sehen und dort den Spiegel der Seele zu beobachten, liebte er es nicht, wenn ihn selbst jemand mit der Brille auf der Nase sozusagen durch und durch ausforschte und dabei ihm selbst das Auge durch die Brille der Beobachtung entzog. Zugegeben, daß der Ausdruck des Auges ohne Brille seelenvoller ist, und daß

namentlich manches jugendliche Gesicht, besonders bei Mädchen, durch Augengläser entstellt erscheint, — trotzdem sind die Gründe für den Ausgleich von Berechnungsfehlern des Auges so zwingend, daß wir bei aller Verehrung für Goethe diesem nicht folgen dürfen, wo er fehlt.

Ist die nicht fortschreitende unkomplizierte Kurzsichtigkeit ein ziemlich harmloser Berechnungsfehler des Auges, so stellt sich hingegen die komplizierte, fortschreitende, hochgradige Kurzsichtigkeit als eine ziemlich gefährliche Erkrankung des Auges dar. Hier handelt es sich dann nicht mehr nur um einen Berechnungsfehler, sondern um mehr oder weniger schwere Veränderungen in den Geweben des Auges, die das Sehvermögen mehr oder weniger stark beeinträchtigen und sogar durch Netzhautablösung zu vollständiger Erblindung führen können. Selbstverständlich ist in diesen Fällen durch eine noch so starke Brille nicht zu helfen. Die Übergänge zwischen der einfachen mittleren Kurzsichtigkeit und der hochgradigen komplizierten Kurzsichtigkeit sind fließend, und bei unzumutbarem Verhalten kann die mittlere Kurzsichtigkeit in die hochgradige mit ihren schlimmen Folgen übergehen, — wenngleich glücklicherweise dieser Übergang selten ist, und die Fälle von hochgradiger komplizierter Kurzsichtigkeit meist von Anfang an diesen böartigen Charakter zeigen. Immerhin haben wir die Pflicht, nach Kräften der Zunahme der Kurzsichtigkeit durch die vorbeugenden Maßnahmen der Gesundheitspflege des Auges entgegenzuwirken.

Schon seit langer Zeit hat man der Naharbeit im jugendlichen Alter die Schuld an der Entwicklung und dem Fortschreiten der Kurzsichtigkeit zugeschrieben. Zweifellos mit Recht; nur ist es wohl weniger die Naharbeit als solche, als das Herunterbeugen des Kopfes auf die Arbeit, was so schädlich wirkt. Um die Entwicklung und das Fortschreiten der Kurzsichtigkeit zu verhindern, ist folgendes zu verlangen: Genauester Ausgleich des Berechnungsfehlers durch eingehende augenärztliche Untersuchung, dauerndes Tragen der vollausgleichenden Gläser für Ferne und Nähe, Einschränkung der Naharbeit, soweit dies möglich ist, insbesondere bei Schulkindern, Beschränkung des oft unsinnigen Geschichtenlesens, ferner Verbot des Lesens in liegender Stellung, im Bett oder auf dem Sofa, Verbot der Naharbeit bei herabge-

letzter Beleuchtung, strenges Achten auf aufrechte Körperhaltung bei der Naharbeit. Für die Gesundhaltung der Augen ist das Schreiben auf die Schiefertafel, wie es durch den Krieg zur Notwendigkeit geworden ist, ein Rückschritt. In der Zeit, die die Schule und die Hausarbei-

ten freilassen, sollten die Kinder möglichst im Freien, womöglich im Grünen sich aufhalten, und es sollten alle die Beschäftigungen gepflegt werden, die die Beobachtungsgabe anregen, namentlich das Zeichnen und Modellieren nach der Natur. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Ernst Reibold: Lenzgesind. Notapfel-Verlag Zürich und Leipzig. Ob. Fr. 10.50. — Nicht die Blumen sind hier die Hauptsache, sondern die Falter, aller Art Schmetterlinge. Märchenhaft genug geht es auch unter ihnen zu, das ist wahr. Da wandeln sie auf den dreistückigen Schachtelhalmen, während zuoberst die feinsten Musikanten ihre zarten Weisen spielen; da besucht der junge Falterbub die Stiefmütterchen, die auf einmal lauter herzliche Gesichter bekommen, während sie angesichts des Stachelkastusbuben die bösesten Falten ziehen. Da stören zwei junge Leckermäuler die Honigmahlzeit des ehrwürdigen Faltergreises. Raupen tanzen im buntesten Wirbel mit ihren Nährpflanzen. Heuschrecken necken die stirkende Schneckenrotznmutter; es läßt sich nicht alles einzeln aufzählen, was hier in leuchtend fatten und wieder hauchzarten Farben festgehalten ist. Dem Kinde tut sich eine reichbewegte, flügelnde, schwärmende, jummende Welt auf, voll Jubel und Sommerlust. Aber die tiefe Gleichnisraft dieser Bilder und Gedichte ist so stark, daß diese noch dem Erwachsenen zum eigentlichen Erlebnisnummenschanz, von den Faltern, die über den uferlosen Wassern hinstreichen, von den abschiednehmenden Wundervögeln im Herbst, von der wunderbar ahnungsvollen Fahrt ins Licht und vom Begräbnis des verunglückten Käferleins. Schlicht sind Bilder und Gedichte, oft ganz volkstümlich, immer aber warm und lebensnah. Dieses Buch hat die Kraft, mit dem wachsenden Kinde zu wachsen; es schenkt dem reiferen Versteher neue Schönheiten und zuvor verborgene Wahrheiten. Und es wird selbst dem nachdenklichen Erwachsenen oft Spiegel sein für das, was er innen in sich erlebt. Vor allem ist „Lenzgesind“ ein Familienbuch. Es bringt Kinder und Eltern zusammen in der gemeinsamen Freude am einfach Schönen. Da die Blätter sämtlich vollendet reproduziert sind, ist es fast, als säße man über den farbenstarken lebensvollen Originalen selber.

Emil Valmer: Sonn- u Schattseite. Zwei Geschichte us em Simmetal. In Ganzleinen gebunden Fr. 7.50. Verlag A. Franke u. G., Bern. — In den beiden Erzählungen des neuen Buches „Sonn- u Schattseite“ faßt Valmer mit sicherem Griff echte Gestalten mitten aus dem Herzen einer urwüchsigen Talschaft heraus, mit deren völkischer Wesensart er sich innig vertraut gemacht hat. Die Menschenchicksale, die er gestaltet, greifen mit ihrem einfach klaren, geradlinigen Verlauf mächtig ans Herz. Es ist in beiden Fällen ein junges Menschenpaar, das sich rasch und glücklich zusammensindet, dann aber schwere Prüfungen zu bestehen hat und vorzeitig durch den Tod auseinandergerissen wird. — Meisterhaft ist wie immer die flüssige, angenehme Erzählungsart, die lautere Klarheit des Aufbaus und die Treffsicherheit, mit der die schicksalbestimmenden Momente herausgegriffen sind. Von echtem

Dichtertum zeugt auch die liebevolle patriarchalische Schilderung volkstümlicher Gebräuche und des ehrbaren ländlichen Wohlstandes.

Sinen hohen Reiz gewinnt Balmer's Buch wiederum durch die würzige Kraft einer eigenartigen Sprache. Die muntere, leichtbeschwingte Simmentaler Mundart, in der die direkte Rede gehalten ist, bringt besonders den aufgeweckten, schlagfertigen Witz des Bergvolks prächtig vollklingend zum Ausdruck.

Walther Siegfried: Aus dem Silberbuch eines Lebens. Mit 2 mehrfarbigen und 21 einfarbigen Abbildungen in vorzüglicher Reproduktion, geschmackvoll gebunden. Preis Fr. 14.—. Verlag Aschmann u. Scheller, Zürich und Leipzig. — Es gibt in freier Gegenwart ein Abbild der menschlichen Gesellschaft, wie sie äußerlich und innerlich, in den letzten Jahrzehnten beschaffen gewesen ist, bis die neueste Gegenwart die große Umwälzung brachte. Plastisch ziehen Lebenszustände, Persönlichkeiten und Geschehnisse vorüber, von einem Künstler geschaut, von einem Psychologen erfaßt, das Gewichtige immer wieder durch Humor und reizvolle Anekdoten aufgehellte, in fesselnder Folge, wie ein besonderer Lebensgang sie den Autor schauen ließ. Der erste Band enthält die Bilder schweizerischen Lebens (insbesondere Zofingens, Basels, St. Gallens) und die Kulturgemälde von Paris, Weimar und München. Der Reichtum an Gestalten umfaßt Volk und Spießbürger, Geschäftswelt und Industrielle, Gesellschaftsmenschen und Künstlerchaft bis hinauf zu den Gefürsteten auf Thron und Parnas. 23 fein gewählte Bilderbeigaben vollenden aufs erwünschteste die Lebendigkeit der Schilderungen. Das Tiefere aber: Es ist ein Lebensbilderbuch, das wieder einmal weist, wo, unerrückbar, die wahren Grundwerte des menschlichen Daseins liegen. Jeder Bildungsfreund wird daraus Gewinn ziehen.

Oskar Sonnlechner: Grüne Tage — grüne Nächte. 1. Bd. Universal-Bibliothek Nr. 6651/52 von Philipp Reclam, Verlag in Leipzig. Heft 80 Pf. — Loufrischer, echter Jägerhumor, erfüllt von aufrichtiger Liebe zu dem Wald und seinen Geschoöpfen, erfreut uns in diesen Erzählungen, die im Wienerwald spielen und von der Jagd auf den kapitalen Hirsch handeln. Urwüchsige Gestalten tauchen auf, derbe Jäger in Lederhosen, mit schwierigen Gäusten, gewichtige Nagelschuhe an den Füßen, weidgerechte Jäger, welchen die Jagd auf den Urhirsch und den Gemshock höchste Passion ist, und schließlich der neue Reiche, der ein Revier pachtet, weil es mal so Mode ist. Aus jeder Zeile ersieht man, daß der Verfasser selbst zur grünen Farbe gehört und im Wald und auf den Bergen zu Hause ist. Seine Geschichten sind voller Spannung und atmen unverfälschte Bergluft, so daß man den Fäden, die der Verfasser spinnt, mit steigender Freude bis zum Schluß folgt.

Redaktion: Dr. A. d. Böglin, Zürich, Mlystr. 70. (Beiträge nur an diese Adresse!)  Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Berder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.

Insertionspreise für Schweiz. Anzeigen: 1/4 Seite Fr. 180.—, 1/2 Seite Fr. 90.—, 1/4 Seite Fr. 45.—, 1/8 Seite Fr. 22.50, 1/16 Seite Fr. 11.25 für ausländ. Ursprungs: 1/4 Seite Fr. 200.—, 1/2 Seite Fr. 100.—, 1/4 Seite Fr. 50.—, 1/8 Seite Fr. 25.—, 1/16 Seite Fr. 12.50

kleinere Anzeigenannahme: Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich, Basel, Aarau, Bern, Biel, Glarus, Schaffhausen, Solothurn, St. Gallen.